

Abend-



Zeitung.

Sieben und zwanzigster Jahrgang.

28.

Dienstag, am 5. September 1843.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Als mir zwanzig meiner Freunde in
Schwaben eine Kiste Wein aus dem
Stuttgarter Hofkeller sendeten.

Mel.: Prinz Eugen der edle Ritter, &c.

Nicht mit Titeln, nicht mit Deden
Bin ich überraschet worden:
Fürstenthöfen blieb ich fern.
Meines Vaters Hof nur kannt' ich,
Und zum Hof des Mondes wandt' ich
Meine stillen Wünsche gern.

Und was muß ich nun erleben?
Seht, ein Fuhrmann bringt so eben
Mir der Freunde Habedank.
Das ist Schwabens Muscateller,
Der für mich bei Hof im Keller
Ward gepflegt zum Ehrentrank.

„Werde heiter, alter Becher!
Gieß den Wermuth aus dem Becher!
Andere Labung wartet Dein.
Unsrer Berge schönste Gaben
Senden Deine Freund' in Schwaben
Heute Dir als Ehrenwein.“

Habet Dank für solche Gaben!
Königlich will ich mich laben,

Lieben Freunde, d'ran noch oft,
Deutschlands Freiheit will ich's bringen,
Und von neuem will ich singen,
Was mein Herz für Deutschland hofft.
Hoffmann von Fallersleben.

Die räthselhafte Scheidung.

Eine Erzählung nach Thatsachen
von
Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)

„Da fällt mir ein, liebe Alma,“ sprach die Mutter, „daß Du mir von einem überaus reichen Brauttuche schriebst, welches Dir Deine Stiefgeschwister gearbeitet hatten. Du hast ja ganz vergessen, es mir zu zeigen. Ist es schöner als dieses?“

„„Weit schöner, gute Mutter,““ sagte Alma gerührt,

„Laß mich's doch sehen, mein Kind.“

„„Ich kann nicht.““

„Warum? Ist Dir's verboten worden?“

„„Nein. Ich habe es nicht mehr.““

„Kind! Wie kann man ein solches Geschenk verlieren!“

„„D nicht doch, gute Mutter! Ich habe es einem theuren Manne geschenkt!““ sagte Alma mit fast schwärmerischer Innigkeit.

Ihre Mutter sah sie erstaunt und unglaublich an. „Ich verstehe Dich nicht,“ sagte sie in mißbilligendem Tone.

„„Fürchte nicht, liebe Mutter, daß ich unwürdigen Scherz treibe,““ versetzte Alma lächelnd.

„„Ich gab es meinem geliebten Vater in den Sarg, weil es sich fest unter seine Hand geschoben und ich es ihm nicht entreißen mochte. Wie ein Schleier mit goldenen und silbernen Sternen ruht es leicht über den geschlossenen Augen, und wenn sein Geist rückwärts zur Erde blickt in glücklicher Erinnerung, so wird ihm ein irdisches nahe Andenken an die Verlassenen uns ihm geistig an Herz und Mund legen!““

Während Alma gerührt und schwärmerisch bewegt so sprach, achtete sie nicht auf die Mutter. Ihre Blicke waren zur Erde gesenkt gewesen, und als sie sie jetzt wieder erhob, entschlüpfte unwillkürlich ein Schrei ihren Lippen. Ihre Mutter stand vor ihr, steif und marmorbleich, wie eine Statue. Es war das verkörperte, personifizierte Grauen und Entsetzen. Weit aufgerissen hasteten die großen, geisterhaft glänzenden Augen auf der bebenden Tochter. Der Mund war halb geöffnet, und die blonden Locken, die in reicher Fülle den vollen Nacken bedeckten, hoben sich, wie von elektrischer Kraft zitternd bewegt. Die linke Hand war gegen die Brust gepreßt, während die rechte in schirmender Haltung an der bleichen Stirn ruhte.

„„Mutter, Mutter, was ist Dir!““ schrie Alma laut auf und stürzte auf die bewegungslose Gestalt zu. Wanda erwachte aus ihrer Erstarrung, Thränen fielen aus den matt zusinkenden Augen, und indem sie sanft die Tochter auf Armestlänge von sich drängte und forschend die bleichen, schmalen Wangen derselben betrachtete, sagte sie mit brechender Stimme: „Ich Unglückliche! Warum habe ich geschwiegen! Der Fluch ungerechten Schweigens fällt nun zurück auf mein

eigenes Haupt, auf mein einziges, armes, schuldloses Kind!“

Schluchzen erstickte diese in tiefster Seelenqual ausgestoßenen Worte, und was auch die maßlos erschrockene Alma thun mochte, die Mutter war nicht zu trösten, kaum zu einiger Fassung zu bringen. Es vergingen Tage, ehe sie körperlich ihre Kraft wieder gewann. Ihr Geist blieb gebeugt, und Alma, deren Gesundheit unter solchen peinigenden Sorgen sichtlich litt, fürchtete nicht ohne Grund der Wahrscheinlichkeit, daß diese unbegreifliche Aufregung dem Geist der Mutter nachtheilig werden könne.

Auf gestellte Fragen gab sie keine Antwort. Sie behauptete wiederholt, alles Reden sei jetzt fruchtlos, nur entschiedenes, unverweiltes Handeln könne vielleicht gänzlichen Untergang abwenden. Wanda bestand darauf, in den nächsten Tagen nach Alma's Vaterstadt abzureisen, um dort die Erbschaft zu erheben und geeignete Schritte zu treffen. Sie betrieb mit Eifer die Anstalten dazu, und Alma würde sich beruhigt haben, wenn die Mutter sie nicht oft mit ihrem Auge betrachtet und so häufig nach ihrem Befinden befragt hätte, daß sie nicht wußte, ob sie ein so regelmäßiges Wiederholen ein und derselben Frage bloßer Zerstreung oder wirklicher geistiger Störung zuschreiben sollte. Bei der Hast, womit die Abreise betrieben wurde, konnte Alma kaum ihren Verlobten davon in Kenntniß setzen, diejenigen, denen sie nach ihrem Dafürhalten doch gelten mußte, erfuhren keine Sylbe von Wanda's plötzlichem Entschluß.

6.

Unter ängstlichem Schweigen ward die Reise angetreten, die, ungeachtet beschleunigter Eile, bei den damals sehr schlecht gepflegten Fahrstraßen mehrere Tage dauerte. Für Alma waren dies Tage nie geahnter Qual, und sie litt jetzt geistig und körperlich so sehr, daß ein gänzliches Zusammenbrechen in naher Aussicht stand. Wanda bemerkte die mehr und mehr sichtbar werdende Verwandlung der geliebten Tochter, und überließ sich in demselben Maße einer stillen Verzweiflung. So gegenseitig durch Furcht und Liebe gepeinigt, kamen die Reisenden nach sechstägiger Fahrt auf steinigten, oft grundlosen Wegen an dem Orte ihrer Bestimmung an. Wanda zog es vor, nicht

bei ihren Verwandten, sondern in anständiger Herberge abzustiegen. Hier zog sie beim Wirth Erkundigungen über die Hinterlassenen des Advokaten ein, auf welche die ganz in sich und ihren Kummer versunkene Alma nicht achtete. Der Wirth hielt anfangs zurück und gab allgemeine ausweichende Antworten. Da trat ein bürgerlich gekleideter Mann etwas hastig in's Gastzimmer, schüttelte bedenklich den Kopf und sagte dann mit ernster Miene so laut, daß ihn alle Anwesenden verstehen konnten: „Heut wird es eine gerichtliche Leichenuntersuchung geben. Der älteste Knabe des verstorbenen Advokat Zettler ist gegen Morgen unter sonderbaren Gesten gestorben, die andern Geschwister kränkeln, eins mehr als das andere und haben ganz das Ansehen wie Menschen, die an einem Rehrfieber langsam hinsiechen. Man munkelt von einer schändlichen Vergiftung und vermuthet, daß die eigene Mutter dahinter stecke. Denn sie allein ist gesund und frisch. Das Heulen und Lamentiren, womit sie nicht sparsam ist, kann Verstellung sein.“

Der Wirth winkte dem Neuigkeitsträger zu, daß er schweigen möge. Wanda aber, die begierig jedes Wort des Bürgers eingesogen hatte, fiel ihm schnell in's Wort. „Ihr irrt Euch,“ sagte sie bestimmt. „Zettler's Wittwe ist schuldlos, wie ein neugeborenes Kind. Wo wohnt der Bürgermeister? Ich muß ihn in einer wichtigen Angelegenheit sprechen.“

Wanda's bleiches Gesicht und die großen von innerer Aufregung unruhig glänzenden Augen mochten ihr etwas Dämonisches geben, das seine Wirkung nicht verfehlte. Wirth und Bürger schwiegen furchtsam und erst nach streng wiederholter Frage gab Ersterer kleinlaut Bescheid. Kurz zuvor war ein Mann in Bauertracht eingetreten und hatte schweigend Platz genommen. Als ihn jetzt der Gasthalter nach seinem Begehre fragte, gab er kurz zur Antwort, er wolle ebenfalls den Bürgermeister sprechen, doch möge er die vornehme Dame nicht aufhalten und sei deshalb bereit zu warten. Wanda dankte ihm für diese Aufmerksamkeit durch eine stumme Verbeugung.

„Also der Page ist gestorben?“ fragte der Bauer nach einer Weile. Der Wirth bejahte. „Dachte mir's gleich, wie ich von dem Hirschwinden Kenntniß erhielt,“ fuhr er fort. „Hätt'

ich's nicht abwarten müssen, so wäre der Geschichte wohl vorzubeugen gewesen. Mein Vater selig hatte Recht, aber er gab's nicht von sich, und die hochgelahrten Leute verachten eines dummen Bauers Vorschläge. Jetzt kommt ihnen der Glaube in die Hände und da möcht' ich doch ein Wörtlein in's Geheim mit dem Hochgestrengen reden.“

„Ihr wollt immer was Apartes vor Andern haben, Eibig,“ versetzte der Wirth. „Daß Ihr Euch's Maul verbrennt!“

„Ei, hab' auch was Apartes,“ sagte Eibig mit verschmizter Miene. „Denkt Ihr, der Bauer sei so einfältig, wie er aussieht? Sag' Euch, das ist pure Klugheit!“

„Habt Ihr den verstorbenen Advokat Zettler gekannt, lieber Freund?“ fragte jetzt Wanda, der die Aeußerungen des Bauers aufgefallen waren. Eibig wendete sein kluges Auge der Fremden zu. „Da sieht man's, daß Ihr von weit her kommt,“ versetzte der Befragte. „Denn was rund um's Gebirge und bis an die Haide hinauswohnt, daß weiß genau, wie der alte Bauer Eibig und der große Advokat Zettler einander liebten, mehr noch als Jonathan und David. Ich bin aber des alten Eibig eheleiblicher Sohn und Erbe.“

„Seine Familie soll von seltsamer Krankheit heimgesucht sein.“

Der Bauer lächelte wieder in seiner schlauen Weise. „Eigentlich siehst bloß ein Bissel artlich aus,“ sagte er, „'s hat aber seinen guten, richtigen Grund, und wenn ich die vornehme Frau just kennen thäte, wollt' ich ihr wohl Aufschluß geben.“

Nach diesen Worten trat Wanda ruhig an den Schemel des Bauers, beugte sich über ihn und flüsterte einige Worte in sein Ohr. Eibig fuhr zusammen wie vom Blitze getroffen. „Erinnert Ihr Euch noch?“ fragte Wanda lauter. Der Bauer bejahte kopfnickend.

„Dann seht Euch um, Freund!“ fuhr sie fort und deutete auf Alma, die, müde von der Reise und von Gram und Sorgen abgehärmt, im bequemen Lehnstuhl entschlummert war. „Dort ruht sein Kind! Wann, glaubt Ihr, wird es für immer an seiner Seite schlummern?“

Eibig war aufgestanden und faltete jetzt unwillkürlich die Hände, versunken in den Anblick

des schlummernden, mit kränklicher Blässe bedeckten Mädchens. Seine Züge hatten den harten, ja trostigen Ausdruck angenommen, der dem Bauer in ernster Stimmung eigen ist. Plötzlich legte er seine rauhe Hand sanft auf Wanda's Schulter und sprach: „So es Euch gefällig ist, edle Frau, wollen wir den Gang zusammen thun. Da können wir Einer den Andern ergänzen und unterstützen.“

„Ich nehme Eure Begleitung an,“ erwiderte Wanda. Hierauf entspann sich ein längeres Gespräch zwischen ihr und dem Bauer, das damit endigte, daß Wanda eine Sänfte begehrte. Als diese angekommen war, empfahl sie die noch immer schlafende Alma der Pflege des Wirthes und ließ sich, von Sibig gefolgt, zu dem Bürgermeister tragen.

Die Unterredung, welche hier gepflogen ward, war eine der seltsamsten, die je geführt worden sein mögen, und wir müssen, sowohl was Alma's Mutter als was der Bauer dem Bürgermeister vortrug, hier in zusammenfassender Rede wiederholen, um dem geneigten Leser in ein Dunkel blicken zu lassen, das dem verderblichsten Wahnglauben zu schirmender Hütte diente, und zum Theil noch heut ihr zu verbergen pflegt.

Nachdem Wanda über ihre frühere Stellung zu dem verstorbenen Zettler genügende Auskunft gegeben, und den geschäftlichen Grund ihrer Reise genannt hatte, erwähnte sie die gehörten Aeußerungen in Bezug auf die Familie des Verstorbenen, Aeußerungen, welche der Bürgermeister bestätigte mit dem Hinzufügen, daß so eben eine ärztliche Untersuchung des jüngst Dahingegangenen veranstaltet werde, dessen Resultate seine Handlungsweise bedingen werden.

„Dies ist überflüssig,“ nahm Wanda darauf wieder das Wort. „Hört mich jetzt an, edler Herr, und thut, was ich Euch sagen werde, so könnt Ihr allen Nachkommen Zettler's vielleicht noch das Leben erhalten.“

Der Bürgermeister winkte ihr fortzufahren. „Ich stamme aus wendischem Geschlechte,“ begann Wanda, „das aus heidnischer Vorzeit mancherlei alte geheimnißvolle Gebräuche mit in's Christenthum hinübergenommen hat. Vieles darunter ist weiter nichts als Form, als Sitte und Herkommen, das keine tiefere Bedeutung hat,

Manches aber ist mit dem Wesen des Stammes so tief und innig verwachsen, daß es einen Theil seines geistigen Lebens ausmacht, und dies wegzuzwerfen, leichtsinnig abzuschütteln, ist weder dem Willen Einzelner möglich, noch der gesammten Stammgenossenschaft genehm. Unsere Alvordern glaubten an ein geistiges unzerreißbares Band zwischen Blutsverwandten, das selbst im Tode seine bindende Kraft noch beibehalte. An dieses Band knüpften sie das Wiedersehen nach dem Tode, und in außerordentlichen Fällen das Erscheinen Abgeschiedener bei den Hinterlassenen. Was an diesem Glauben christlich sein mag, was dem Heidenthume angehört, wage ich nicht zu entscheiden. Ich weiß nur, daß es bei Nachkommen wendischer und überhaupt slawischer Stämme allgemein angenommen ist, daß jener an sich erhebende und beruhigende Glaube eine verderbliche Kraft gewinnen könne, wenn die Ueberlebenden gleichsam durch übertriebene Liebe zu dem Todten diesen geheimnißvoll an sich fetten, und sich dadurch selbst durch magische Fesseln ihm unlösbar verbinden.“

„Ich erkläre mich deutlicher. Der Kuß, welchen die Mutter ihrem neugeborenen Kinde giebt, wird bei allen Nationen für eine Segnung gehalten. Auch bei uns denkt man nicht anders, allein wir legen solchem Mutterkusse eine dämonische, unheilbringende Kraft bei, sobald er die halboffenen Lippen eines schlafenden Kindes trifft. Da man den Schlaf als einen todähnlichen Zustand betrachten muß, und dennoch Leben in diesem Scheintode ist, so nehmen wir, durch traurige Erfahrungen bestärkt, an, daß die bewußtlose Erwiederung eines Kusses im Schlafe diesem die auch nach dem Tode noch fortdauernde Befähigung gebe, durch magische Zauberkräfte diejenigen fort und fort im Schlafe zu küssen, welche ihm einst hier die Theuersten waren. Wie woeth und gut demnach solche Individuen sein mögen, die übertriebene Mutterliebe schlafend geküßt, und dadurch zu Dämonen für ihre Familie gemacht hat; wir halten solche unverschuldete Unglückliche für Vampire, die blutsverwandte Theure ins Grab nach sich ziehen.“

„Zum Glück lassen sich Menschen, denen diese verderbenbereitende Macht zu Theil geworden ist, leicht erkennen. Das kufartige Bewe-

gen des Mundes im Schlafe, das meist Aehnlichkeit mit dem Säugen eines Kindes hat, ist das untrügliche Zeichen, und es giebt Gott Lob Mittel, die unheilvollen Einflüsse solcher Menschen unschädlich zu machen.“

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenz - Nachrichten.

Leipzig im Juli.

Ueber die in der Buchhändlerbörse aufgestellten Cartons und Zeichnungen.

Die deutsche Kunst *), welche sich schon einmal unter Martin Schön, Albrecht Dürer und Lucas Cranach in herrlichster Blütenpracht entfaltet hatte, erkrankte im 17ten Jahrhundert, durch die Reformation veranlaßt, welche allen Lebenssaft von ihrer Wurzel ab- und auf andere Pflanzen leitete, die desselben zu ihrem Wachstume bedurften; wie ja stets das Bahnbrechen neuer Theorien der Tod aller bildenden Kunst scheint, und es sich erst in späterer Zeit herausstellt, daß sie ihr nur eine neue bisher unbetretene Bahn vorbereiten, damit nicht eine verderbliche Stagnation eintrete und der kräftig sprossende Baum nicht zu einem versteinerten Gewächse erstarre. So schien der Anfang des Christenthums, aller bildlichen Darstellung Feind, die ganze Kunst zerstören zu wollen, aber siehe da, nachdem sich die Gemüther beruhigt und ihr Streben einen festen Halt gewonnen, war aus der alten Wurzel ein neuer prächtiger Sproß, die neue christliche Kunst mit ihrer einfältig reinen Gemüthstiefe, frommen Demuth und Offenbarung des Göttlichen in den Formen der christlichen Kirche aufgeschossen. Denn nur, wenn das innere Streben einen Halt gewonnen, regt sich das Streben nach Außen, die Kunst. Wie dies sich bei dem Eintritt des Christenthums gezeigt, so wiederum bei der Reformation; die Stütze des Glaubens war zerbrochen, sie brauchte einen andern Halt, da trat die Philosophie ein und drohete der Kunst die gänzliche Vernichtung, weil sie ja erst einreißen mußte, bevor sie aufbauen konnte; aber wie veränderte sich das Verhältniß und strafte den Schein Lügen: als sie sich auf das Leben in seiner vollen Bedeutung zu wenden begann, brach auch für die Kunst die Morgenröthe eines neuen Daseins an, es bildete sich die Aesthetik als warnende und leitende Freundin, und was haben sie schon gemeinschaftlich gewirkt, was können sie noch wirken! Die

*) Obgleich hier nur von Malerei, und zwar von der Malerei in Deutschland die Rede ist, so gilt doch das Folgende ebenfalls in größerem oder geringerem Maße von den übrigen Zweigen der bildenden Kunst.

Kunst hatte sich, des Glaubenshaltes beraubt, von ihrer innern Tiefe der Empfindung zum Haschen nach äußern Effecten gewendet. Auf der einen Seite folgten Viele noch der trockenen Regel ohne den Geist zu erfassen, während Andere alle Regel bei Seite warfen, so daß sie zuletzt nicht einmal mehr die Technik beobachteten, und Alles sich zu leichter Allgemeinheit verflachte. — Da trat zuerst Winkelmann auf, und seine genialen Kunstforschungen wie seine Mahnungen zum Studium der Antike regten überall belebend den Sinn für Kunst und Kunststudium an. Auf ähnliche Weise wirkte Raphael Mengs durch sein Studium Raphaels, Leonardo da Vinci's, Titian's und Correggio's und seine Schriften darüber. Ein edler Stamm erhob sich wiederum aus der so genährten und gepflegten Wurzel und trieb herrliche Blüten, von denen wir nur an A. Graff, Angelika Kaufmann, J. F. Pascha Weitsch und seinen Sohn F. G. Weitsch, Ph. Hackert, F. Kobell, D. R. Schodowiecky, Karstens und seine Nachfolger, H. W. Tischbein, F. Hartmann zc. erinnern. Da brachen die politischen Wirren des neunzehnten Jahrhunderts herein, und droheten dem kaum aufgeschossenen Stamme mit neuem Verderben. Aber gerade diese Stürme kräftigten und zeitigten ihn so, daß er jetzt, in wunderbarer Fülle entfaltet, seine Zweige über ganz Deutschland breitet. Patriotische Gefühle wurden wach, das Mittelalter in seiner ganzen romantischen Pracht erstand wieder aus dem Schutte der Zeit, und wie die Dichter, gaben sich auch die bildenden Künstler diesen neuen Eindrücken hin, unter diesen bedeutende Talente, wie F. Overbeck, F. Pfaff, P. v. Cornelius, J. Schnorr, W. Schadow, Ph. Veit, die Brüder Olivier und ihr zahlreicher Anhang, welche sich, durch gemeinsames Streben wie durch Freundschaft verbunden, in Rom zusammen gefunden hatten. Da sie und besonders ihre Nachfolger im ersten eifrigen Streben nach diesem neuen Ziele manches Andere vernachlässigten, so kamen auch viele wunderliche Erscheinungen zu Tage, die manches bedächtige Kopfschütteln erfahrener Kunsttrichter erzeugten. Aber gar bald reifte sich dieses Streben, denn es errang ihnen eine innere Kraft und eine Tiefe geistiger Anschauung, die, da sie sich bald zum Studium des vollendet Schönen zurückwandten, ihnen die herrlichsten Früchte trug. Als nun in Deutschland das ganze Volk, durch den Druck aus seiner bisherigen Lage aufgerüttelt, aufgestanden war und das fremde Joch abgeschüttelt hatte, und so dasselbe sich seiner Kraft bewußt geworden und wenigstens der Boden für die Freiheit bereitet war, die ja das Lebensprincip aller wahren Bildung und freien Gemüthsthatigkeit ist, welcher es jetzt zwar Schritt vor Schritt, aber unaufhaltsam entgegenschreitet, da wendete sich auch die Kunst auf vaterländischen Boden zurück und ward von den empfänglichen Gemüthern freudig aufgenommen. Wilhelm Schadow, dem ein eigener Schmelz der Farben und eine feine Beobachtungsgabe der Natur eigen ist, ging nach Düsseldorf und bildete hier als Di-

rector der Academie eine große Schule, aus der schon manches ausgezeichnete Talent in den verschiedensten Richtungen hervorging, vor Allen hier nur Lessing's, den Deutschland mit Stolz den Seinen nennt, und Hildebrand's zu gedenken. Auf ähnliche, wenn auch minder ausgebreitete Weise, und mehr der ersten Richtung getreu, wirkte Philipp Veit als Director der Kunstschule zu Frankfurt am Main. Auch in Berlin und andern Orten strebte die Kunst, wenn auch in minder hervortretenden Richtungen, vorwärts. In Förderung aller dieser Bestrebungen zeigten sich vorzüglich die neugebildeten Kunstvereine thätig. Die Kunstausstellungen, welche in den Hauptstädten zwar schon seit Ende des 18ten Jahrhunderts, obgleich in geringerer Ausdehnung bestanden hatten, wurden durch sie auch in den Provinzialstädten eingeführt. Durch ihre Geldmittel konnten durch den Ankauf der sich auszeichnenden Gemälde junge Talente unterstützt, ja sogar größere Arbeiten ausgeführt werden. Hat nun auch die Menge und Verschiedenartigkeit des gleichzeitig Aufgestellten den Nachtheil, daß sie die Aufmerksamkeit zerstreut und die Gemüthsammlung hindert, so findet sich doch bald das Bessere heraus, dem man sich gern länger hingiebt, man wird zu Vergleichen aufgefordert, es sprechen sich verschiedene Ansichten über denselben Gegenstand aus, und so bildet sich im Allgemeinen der Sinn für Form, Farbe, Ausdruck und Idee, es reinigt sich die Empfindung und bildet das Urtheil; ja durch die Einführung, Vervollkommnung und Wohlfeilheit der Lithographie, welche die Copien der schönsten Kunstwerke aus ihren Blüthenperioden in's Leben ruft, ist dieser Sinn schon bis zu den untersten Volksklassen gedrungen. — Wie diese Kunstrichtung durch das eigene Genie der Künstler und die freudige Begeisterung des Volkes ohne Pflege von Oben herab in Norddeutschland sich herausgebildet hat, so trat die Kunst in Süddeutschland den entgegengesetzten Weg an, und mußte daher auch einen andern Charakter annehmen. Durch den kunstsinigen König Ludwig von Baiern in's Leben gerufen, nahm sie hier einen großartig monumentalen Charakter an, und schritt mit poetischer Auffassung von den Mythen der Griechen und Römer in der Glyptothek zu München, ausgeführt von dem von König Ludwig nach München gerufenen Cornelius, von den mit der innigsten christlichen Gemüthsstiefe und in vollster Harmonie mit dem Typus des ganzen Gebäudes im Innern der Allerheiligen-Capelle von H. Hess ausgeführten Darstellungen aus dem alten und neuen Testamente, dem bedeutungsvollen Deckengemälde in der protestantischen Kirche von C. Hermann bis zur schönsten Offenbarung der neueren Kunst in den Fresken der Ludwigskirche, von den Darstellungen aus der Poesie der Deutschen und Griechen in der königlichen Residenz von mehreren Künstlern angefertigt, den geschichtlichen Darstellungen ebendasselbst von J. Schnorr bis zu den landschaftlichen Gemälden in den Arkaden des königlichen Hofgartens von Rottmann den ganzen Weltkreis aus. — Obgleich nun diese Kunstrichtung vermöge ihres Charak-

ters weniger auf die Gegenwart wirkt, und zunächst nur Baiern und besonders München unmittelbar berührt, so hat sie dafür den Vorzug, daß ihre Werke sicherer auf Jahrhunderte hinaus Zeugniß des jetzigen Strebens geben können, da sie nicht der Zerstreuung ausgesetzt sind; und mittelbar wirken sie dennoch gar herrlich durch die Racheiferung, wie sich denn in Bonn, Weimar, und neuerlich auch in Berlin ähnliche Bestrebungen kund gegeben. — Um so dankenswerther ist es, daß auch uns ein Theil dieser großen Leistungen, durch die Cartons der geschichtlichen Darstellungen aus dem Saale Rudolphs von Habsburg und Karls des Großen, auf eine würdige Weise vorgeführt wird, und zwar in einer besondern Ausstellung, wo das Gemüth sich ganz auf diesen Punkt sammeln kann, ohne durch die Mannichfaltigkeit der Gegenstände einer allgemeinen Ausstellung zerstreut zu werden. Wir sagen daher dem Herrn Professor Schnorr, wie dem Kunstvereine unsern innigsten Dank für diese Freundlichkeit. Gleichen Dank Herrn C. Hermann für die Mittheilung seiner Zeichnungen zur deutschen Geschichte. Nachdem wir so den Standpunkt aufgesucht haben, aus welchem wir die genannten Werke zu beurtheilen gedenken, wenden wir uns zuerst zu den Cartons. Es sind fünf aus dem Habsburger Saale, die Hauptbegebenheiten aus Rudolphs Leben darstellend, welche seine und seines Hauses Größe gründeten. Aus dem Saale Karls des Großen die Gefangennehmung des Desiderius; sie sind sämmtlich auf gelbem, auf Pappe gezogenen Papiere mit schwarzer Kreide gezeichnet. Die Idee überall poetisch hervortretend, das rationelle Streben des Geistes mit dem irrationellen der Natur in der Composition trefflich in Harmonie gesetzt; die Handlungen dramatisch schön und zwanglos entwickelt, selbst bei dem größten Reichthum ohne Ueberfülle, ja mit weiser Sparsamkeit, so daß man auch nicht das geringste Nebenwerk hinwegwünschen möchte; die Conturen im Ganzen schwungreich und kräftig, der Ausdruck in den Köpfen charakteristisch, das Nackte kräftig und mit vielem Studium; die Drappirung im Ganzen glücklich, doch bisweilen zu steif, und die Falten an einigen Stellen zu tief gelegt, so daß sie in die Glieder einschneiden; der Ort der Handlung, Natur oder Architektur, durchaus mit tiefer Bedeutung gewählt, eben so die Beleuchtung, bei welcher auch noch die Lage des Saales und der Fenster berücksichtigt ist, ja man bemerkt, daß selbst der Stand und Abstand des Beschauers sich hiernach richtet.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Wie viele Menschen müssen da wohl spielen? Nach einer Angabe in der A. D. Z. (v. 26. Juni d. J.) gewinnt der Pächter des Hazardspieles

in Wiesbaden, Chabert, jedes Jahr „einige Hunderttausende;“ d. h. vermuthlich Gulden. Außerdem wird auch noch aller Aufwand für „Glanz, Pracht, Concert und Kunstgenuß, so viel als möglich concentrirt,“ gedeckt. Und dessenungeachtet „kann man nicht sagen, daß dort stark gespielt oder mit Hunderten pointirt würde.“ Wie Viele aber müssen dann wohl spielen, wenn nach Abzug aller Kosten für den Pächter des Spieles einige hunderttausend Gulden Gewinn bleiben, besonders wenn die „einige“ nach bairischer Art berechnet und mit hundert gleichbedeutend sind?

Was liegt nicht in der Tiefe des menschlichen Gemüthes! Jüngst suchte ein Kritiker gar ein Kameel darin (in der A. A. Z.), und tabelte den berühmten Bernet, daß er in seinem neuen Bilde: Juda und Thamar „es nicht ganz aus der Tiefe desselben geschöpft habe, wie von einem deutschen Maler geschehen sein würde.“ Das Gemüth solcher Maler muß wirklich größer sein, als ein fürstlicher Marstall!

Die Schauspiele der Prinzessin A*** auf der Bühne. Bekanntlich haben dieselben überall Beifall gefunden, und um so mehr Staunen erregt, als die hochgestellte Dichterin doch das Leben der mittlern Stände so treu aufzufassen und wiederzugeben gewußt hat. Jedoch nur der Zufall hat vielleicht dem Publikum diesen Genuß bereitet. Ihr erstes Stück, Lüge und Wahrheit, ward pseudonym an's Hoftheater nach Berlin 1833 gesendet, und es waltete nicht die geringste Vermuthung über den wahren Namen und Stand der Dichterin vor, so daß es deshalb bis in den Februar 1834 ruhig liegen blieb. Jetzt sollte zum Geburtstag der Prinzessin von Mecklenburg am Hofe auf der Privatbühne ein Stück aufgeführt werden und die Wahl fiel auf dieses. „Lüge und Wahrheit“ gefiel dem Hofe, es kam nun auf's Hoftheater und von da fand es, wie die nachfolgenden „Geschwister“ desselben, den Weg selbst bis hinüber nach England; denn die berühmte Jameson hat dort eine treffliche Uebersetzung davon besorgt (1840), aus deren Vorrede diese Angabe genommen ist.

2.

Auch bei der gegenwärtigen sächsischen Ständeverammlung ist die Klage laut geworden, daß auf der einzigen Universität des Landes der deutschen Muttersprache nicht das Recht zu Theil werde, welches sie verdiene. Und doch — „ist der Deutsche mit dem Besitze einer Sprache gesegnet, die sein Stolz sein darf; uralt,

ursprünglich, unvermischt nach dem unbestreitbaren Zeugniß ihrer Geschichte; rein, schön, kraftvoll nach dem Urtheil nicht der bestochenen Deutschen allein; biegsam, gefügig, geschickt zu Ernst und Scherz, zur Dichtkunst und zur Wissenschaft, zur Rede und zum Gesang, nach den Erfahrungen aller Zeiten.“ So sagte L. Döderlein, einer der ersten Philologen Baierns, Studiendirektor des Gymnasiums in Erlangen, in einer von ihm im Jahre 1834 gehaltenen Rede, die jetzt wieder mit vielen andern, unter der Aufschrift: „Reden und Aufsätze,“ Erlangen 1843, im Druck erschienen ist (man sehe S. 98 dieser Sammlung). Was soll man nun aber sagen, wenn man hört, wie jetzt unsere Kinder schon frühzeitig französisch parliren lernen, wie ihnen Bonnen gehalten werden, von denen sie papageienartig die fremde Sprache sich unterrichten lassen, denen sie sie nachpapeln! Und das leidet der deutsche Charakter? das leidet unser jetzt so kräftig erwachtes Streben nach Selbständigkeit? Laßt sie doch zuvor ihre Muttersprache ordentlich lernen, und dann erst beginnt mit ihnen den Unterricht in fremden Sprachen. Wenn man nicht mit den Kindern schon anfängt, was sollen die Kinder als Männer sein und werden?

10.

Frl. Ella Löwe, vom K. Hoftheater in Petersburg, die mit so großem Erfolge in Dresden gastirt hat, wird auch in Hamburg einen Cyclus von Gastrollen geben.

Unter den Capellmusikern zu Dresden sollen nach der Abendzeitung (1843, Sp. 854) schon unter J. George I. 1627 auch Clarinettisten und Pantalonisten gewesen sein. Das ist viel! Denn wenn Denner aus Leipzig erst 1690 die Clarinette erfunden, wie konnte es 1627 schon Clarinettisten geben? Sie werden wohl vielmehr Clarinisten, d. h. Trompeter gewesen sein. Das Pantalon aber bekam von den jedes ausländische Wort (mit Ausnahme von Bergisheimnicht) verhunzenden Parisern seinen Namen nach seinem Erfinder und Meister, Pantalon Hebenstreit aus Eisleben, der genau Denner's Zeitgenosß als Erfinder war. Wie also sollen wir uns die Pantalonisten 1627 erklären? — Die in der Abendzeitung zugleich erwähnten „Schmiedeberger“ mögen wohl vagirende böhmische Musiker gewesen sein, wie man ja Letztere auch jetzt noch Prager oder Preßnitzer oder Engelhäuser nennt, wenn sie auch nicht eben aus diesen Orten stammen. Das große Gebirgsdorf Schmiedeberg bei Preßnitz und Weipert zeichnet noch immer durch seinen musikalischen Sinn sich aus, und war ehemals noch berühmter, weshalb denn auch Capellen viele ihrer Glieder von dort bekommen haben.

11.

F e n i l l e t o n .

Der Verfassungsfreund. Die Hamburger literarischen und kritischen Blätter berichten aus Leipzig, in Dresden werde die Herausgabe eines Verfassungsfreundes beabsichtigt, dieser sei aber nicht zu verwechseln mit dem Verfassungsfreund von Robert Blum und Steger. Der Dresdner Verfassungsfreund ist bereits im vorigen Winter vor Neujahr in Dresden besprochen worden, die Eingabe um Concession wurde bei der Regierung im vergangenen Frühjahr gemacht, die Concessionsertheilung erfolgte in der Mitte des Monats Juni. Der Verfassungsfreund von Robert Blum und Steger ist in diesem Sommer entstanden und eine Folge nicht-periodischer Hefte; der Dresdner Verfassungsfreund ist ein Wochenblatt, welches publicistische Aufsätze, die deutschen Kammerverhandlungen, die öffentlichen Gerichtsverhandlungen von Rheinbaiern, Rheinpreußen und Rheinhessen, einen Wochenbericht der Tagesgeschichte und ein Feuilleton enthalten wird. Ich glaube nicht, daß zwischen diesen beiden Freunden großer Grund zur Verwechselung vorhanden sein werde.

Lichatschek ist am 19. August in Hamburg eingetroffen, und giebt dort Gastrollen, nachdem er mit seinem frischen, ewig jungen Tenor, — so sagen nämlich die Zeitungen, — die Leipziger entzückt hat. Glückliche Leipziger! —

Communisten. Die Communisten sind Aerzte, welche dem Kranken den Kopf abschneiden, wenn er Zahnschmerzen hat. Wer aber die Schweizer, und namentlich die Züricher Verhältnisse kennt, wird weit entfernt sein, Herrn Staatsrath Bluntschli Alles auf's Wort zu glauben, was er in seinem Communistenberichte zu Tage fördert. In der Schweiz gilt die Sache an und für sich nichts, oder nicht viel; es dreht sich Alles um Personen, Persönlichkeiten. Die eine Clique in die Höhe zu bringen, die andere zu stürzen, das ist das erhabene Ziel der Schweizer Wirren. In der Wahl der Mittel ist man nicht häfelig. Lüge, Verläumdung, Freigeisterei, die widerwärtigste Scheinheiligkeit, Mord, Alles wird angewendet, und ist angewendet worden, um die Gegner zu stürzen. Herr Bluntschli ist ein Parteimann im schlimmsten Sinne des Wortes, und besigt als solcher große Talente. Der gelungene Staatsstreich vom Jahre 1839, unter dem Namen des Züriputschs bekannt, ist ein unwiderleglicher Beweis von seiner Geschicklichkeit in der Ausübung seiner Gaben. Wessen er fähig ist, beweisen seine Allianz zuerst mit den Glaubensmännern gegen Strauß, sodann mit den berühmten Rohmaren, von denen der eine sich selbst für einen Messias hält. Herr Bluntschli würde sich heute mit den Communisten

verbinden, wenn er sicher wäre, daß eine solche Verbindung ein sicheres Fundament seiner Partei wäre. Es handelt sich also blos darum, zu wissen, auf wen es eigentlich Hr. Bluntschli mit seinem Communistenbericht abgesehen hat? Auf die Communisten sicherlich nicht; denn es geht ja aus dem Bericht selbst hervor, daß es im Kanton Zürich eigentlich keine giebt, und daß dieser Aufwand von Kosten und Arbeit von Herrn Bluntschli in zärtlicher Sorgfalt für das Wohl Europa's, oder, was ihm noch entfernter liegt, für das Wohl der übrigen Kantone unternommen worden sein sollte, das wird er uns doch nicht weiß machen wollen. Warum also? Die Sache ist sehr einfach; im Jahre 1836 verfaßte die damals herrschende Partei einen Bericht über die Umtriebe der Fremden in der Schweiz, nicht um die Umtriebe zu unterdrücken, denn diese waren zum Theil erst angezettelt, sondern um bei dieser Gelegenheit sich mehrerer Fremden zu entledigen, die geschwinder als die regierenden Herren, ihnen nicht sklavisch dienen wollten, und daher unangenehm wurden. Dasselbe Kunststück will nun Herr Bluntschli aufführen. Weder Follen, noch Julius Fröbel, noch Schulz sind Communisten; dessenungeachtet werden sie als solche von Herrn Bluntschli verdächtigt. Ganz natürlich, denn die ganze Sache ist ja blos aus Rache gegen diese Herren auf diese Weise angelegt. Abgesehen davon, daß die Art, wie die Namen dieser Männer hineingezogen werden, höchst gezwungen ist, möchte man fragen, warum Andere, die in Weitlings Papiere ganz sicherlich genannt worden sind, nicht in dem Communistenberichte Bluntschli's aufgeführt werden? Der Grund liegt auf der Hand: weil es nicht in Herrn Bluntschli's Plane paßte. Es sind mit vieler Sorgfalt blos solche Bruchstücke veröffentlicht, welche auf Herrn Bluntschli's persönliche Feinde Bezug haben. Aber wie kommt Gutzkow hinein? Das Räthsel ist bald gelöst. Gutzkow war im vergangenen Sommer einige Zeit in Zürich, und brachte seine meiste Zeit im Umgange mit Fröbel, Follen und Herwegh zu. Fühlte sich Herr Bluntschli's Eitelkeit schon dadurch verletzt, daß ein Schriftsteller von Ruf ihm nicht die Aufwartung machte, so zog sich Gutzkow durch seine Gesellschaft vollends den Haß des Gewaltigen zu; nicht ungeahndet, wie der Communistenbericht beweist, dieser Communistenbericht, welcher, um es mit einem Worte zu sagen, nichts ist als ein Probbchen schweizerischer Staatskunst, ein Pfeil Herrn Bluntschli's gegen seine Feinde geschossen, ohne allen Werth.

Druck von Philipp Reclam jun.
in Leipzig.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.